Er hätte sich wohl nach meinem Befinden erkundigen können! Aber ich kann mir wohl denken, er will sich nicht aufdrängen, nicht den Schein erwecken, als wenn er auf Dank rechne. Er ist stolz, und ich achte ihn deshalb nur um so mehr.

Wenn ich die Unterhaltung auf ihn bringe, dann sind die Eltern einig in seinem Lob, aber nie ist davon die Rede, ihn einzuladen.

„Großartig war er!“ ruft die Mutter.

„Wahrhaft bewundernswert!“ sagt der Vater.

„Nicht eine Sekunde hat er gezögert“, meinen die Kusinen.

„Mein Gott,“ sagt Gontran verächtlich, „was ist denn daran so merkwürdig, das Wasser ist ja sein zweites Element!“

Der arme Gontran! Ihn möchte ich wohl einmal bei solcher Gelegenheit sehen! Der weiß nichts von Opferfähigkeit, der hat mit seiner lächerlichen Person genug zu tun!

„Du sollst ihn auch sehen,“ sagt Mama, „ich werde dich hinführen.“

„Kann er denn nicht kommen?“

„Nein, da mußt du dich schon einmal selbst bemühen,“ hat die Mutter lachend geantwortet. — Und sie hat recht!

Der Gedanke an „ihn“ verläßt mich nicht mehr. Ich muß es mir selbst eingestehen: ich liebe ihn! und liebe ihn um so inniger, weil er es so bescheiden verschmäht, seinen Lohn zu erbitten!

Ich bin achtzehn Jahre ... kann er nicht mein Gatte werden? ... warum nicht! Hat er doch sein Leben für mich gewagt ... ich will ihm nun das meine geben ... immer und immer denke ich an ihn!

Die Verwandten sind abgereist, ich habe Mama an ihr Versprechen erinnert.

„Nächstens,“ hat sie mir gleichgültig geantwortet. So viel Undankbarkeit empört mich! Vielleicht lebt er in beschränkten Verhältnissen ... vielleicht hat man ihm Geld geboten ... mein Herz zieht sich bei dem Gedanken angstvoll zusammen. Ich habe die Dienerschaft geschickt ausgeforscht — sie haben gelächelt, aber ich weiß doch nun, daß er kein Geld angenommen hat, daß er über klingendem Lohn steht er ist meiner Liebe wert! ... wenn ich ihm nur gefalle ... doch ich weiß, daß ich nicht häßlich bin.

Ich bin fest entschlossen, mit den Eltern zu sprechen. Ich bin ihr einziges Kind, sie tun mir alles zuliebe; mit Ausdauer werde ich ihre Gleichgültigkeit schon überwinden.

... Die Eltern haben mich gefragt, was mir denn sei, mein stilles Wesen falle ihnen auf.

„Bist du krank?“ fragt Mama.

„Wir wollen zum Arzt schicken,“ meint Papa.

„Der kann mir nicht helfen,“ habe ich geantwortet.

„Was soll das heißen? fragt Papa wieder.

„Das soll heißen, daß ihr undankbar seid,“ rief ich laut und erregt, „ich habe meinen Retter noch nicht gesehen!“

„Ist es weiter nichts,“ sagt die Mutter, „du sollst ihn zu sehen bekommen.“

„Zu sehen bekommen,“ erwiderte ich empört, „als wenn es irgend ein Wundertier wäre“ ... und dann habe ich alles heruntergesprochen, was mir das Herz so bedrückte.

Die Eltern waren starr vor Ueberraschung.

„Ja, ja! Ich liebe ihn, ich liebe ihn und will seine Frau werden!“ rief ich, noch bevor sie zu Worte gekommen.

„Seine Frau werden —“, wiederholte der Vater, „du bist wohl von Sinnen?“

„Von Sinnen, und warum? weil er arm ist? Hat er vielleicht gefragt, ob ich reich bin, als er mich mit eigener Lebensgefahr gerettet hat?“

„Aber, Kind, was sprichst du? Weißt du denn nicht,“ fiel mir die Mutter herzhaft lachend in das Wort ... „es ist ja der große Hund des Dorfschulzen gewesen!“

Die verfallene Sägemühle.

In einem der quellenreichen Täler des Erzgebirges befindet sich eine verfallene Mühle, von der es heißt, daß es dort nicht mit rechten Dingen zugehe. In hellen Mondscheinnächten sollen sich dort zur Geisterstunde, also von zwölf bis eins, allerhand Spukgestalten einfinden, die, ohne etwas zustande zu bringen, fortwährend herumhantieren, hin- und herlaufen, die Säge ein- und ausstellen, Bretter und Balken umherschleppen und so weiter. Das sollen die Knechte und Knappen sein, die vor vielen, vielen Jahren hier tätig waren. Sie alle verrichten ihre merkwürdige nächtliche Arbeit schweigsam, nur ihr Herr, der grauhaarige Sägemüller, der sich ebenfalls bisweilen einfindet, läßt dann und wann ein kräftiges Schimpfwort hören, als ob damit besser die Arbeit von statten ginge. Die Sage erzählt nämlich, der Sägemüller sei durch seine üble Angewohnheit, oft des Tages während der Arbeit mit einem kräftigen „Donnerwetter“ dreinzufahren, zugrunde gegangen. Er soll ein fleißiger, tüchtiger Mann gewesen sein, aber im Schimpfen und Fluchen war er zuweilen unausstehlich.

Einst, da er lebte und einen größeren Auftrag auszuführen hatte, wollte ihm die Arbeit nicht recht von der Hand gehen. Die Holzstämme, die er zu sägen hatte, waren knorrig und hart, auch war das Wetter schwül und ermüdend. Als ihm nun gar noch eine Säge zerbrach, die zu damaliger Zeit viel kostete, geriet er ganz außer sich und schrie: „Da soll doch ein heiliges Donnerwetter dreinschlagen!“ Aber kaum hatte er den Ausruf getan, als ein greller Blitz aufzuckte und die Mühle mit blendender Lichtglut erfüllte. Gleich darauf stand die Sägemühle in Flammen, die sich mit rasender Geschwindigkeit verbreiteten und augenblicklich den ganzen Raum mit Qualm erfüllten. Die Sägeleute wußten nicht mehr, wohin sie flüchten sollten und waren so bestürzt, daß sie direkt in die Flammen hineinliefen. Noch ehe die Nachbarn herbeigeeilt waren, um zu den Feuerlöscheimern zu greifen, war die Sägemühle ein einziges Flammenmeer, während die Leute, die sich darin befanden, den Erstickungstod fanden. Eine Stunde später war die Mühle ineinandergefallen und glich einem riesigen Scheiterhaufen. —

Seit dieser Zeit verwilderte der Ort mehr und mehr. Birken und Brombeerstauden wuchsen auf den Mauern, Gräser und Moose überzogen die Trümmer, und violetter Nachtschatten und Ginster pflanzten sich ein.

Ganz selten kommt ein Wanderer an die Stätte; abends aber wagt kaum einer, die unheimliche Gegend aufzusuchen. Nur die Fledermäuse, die sich in den Winkeln der Ruine wohnlich einrichteten, zeigen keine Scheu und schwirren lautlos zwischen den Bäumen hin und her ...

Zum Raten und Nachdenken.

Nr. 75: Schiebe-Rätsel.

Man schreibe die 5 Wörter: Myrte Erfurt Adonis Neptun Werst untereinander und verschiebe diese so lange seitlich, bis zwei Buchstabenreihen — die erste von oben nach unten, die zweite von unten nach oben gelesen — ein sommerliches Vergnügen ergeben.

Nr. 76: Scherz-Rätsel.

Ade Ade

Nr. 77: Vexierbild.

Wo nur der wilde Junge, der Fritz, wieder bleibt?

Auflösungen aus Nr. 36

Nr. 71. Rätsel: Mohn, Hohn, Lohn, Sohn.

Nr. 72. Gegensatz-Rätsel: 1. Niederwald, 2. Holbein, 3. Meerane, 4. Weinberg. 5. Nimmersatt. 6. Bestand, 7. Roman, 8. Wassersucht.

Nr. 73. Scherz-Rätsel: Kiebitz.

Nr. 74. Bilder-Rätsel: Gebrochenes Versprechen, gesprochenes Verbrechen.

Verantwortlich: Peter Becher, Brühl.
Druck und Verlag „Brühler Zeitung, Buchdruckerei P. Becher, GmbH., Brühl.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 37 Sonntag, den 13. September Jahrgang 1925

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzuhangen?
Ist es besser, sich zu treiben?

Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Goethe.

Du hast es ja nicht anders gewollt!

Skizze von Hans Meyer-Krafft.

Nachdruck verboten.

Nun kommt noch das Schwere! Sie muß es ihm sagen, dem guten, treuen Jugendfreunde, daß sie gewählt hat — daß sie „den anderen“ liebt.

Ach, sie ist sich ja nicht des geringsten Unrechts bewußt, sie hat Lorenz nie Hoffnung gemacht. Er war ihr wie ein älterer Bruder. Sie eine Schwester gegen ihn. Er hat sich gewiß nichts eingebildet. Nein! Es sollte, es durfte nicht sein!

Es hätte Tony einen ernstlichen Kummer gemacht, wenn wirklich Lenz — aber nein.

Das war nur die ängstliche Tante Marie! Die bildete sich das mit Lorenz ein; der war der andere zu flott und leicht, zu jung und unmännlich.

Warum nur? Tony begreift es nicht. Ihr Robert ist doch ein solch „schöner“ Mann! Alle sagen es! Gott, werden die Leute Augen machen, daß der „schöne Robert“ gerade die Tony erwählte!

Das Gefühl, den verführerischen, freilich noch etwas jungen Mann für sich gewonnen zu haben, macht Tony stolz — und nun sich nur keine dummen Gedanken wegen Lorenz machen!

Tony streicht sich die widerspenstigen Löckchen aus der Stirne, sieht noch einmal in den Spiegel und nickt sich fröhlich zu: „Ja, ja, Toneri, so sieht ein Bräutchen aus! Und nun Mut! Zum Lenz! Du sagst es ihm frischweg und ehrlich. Mach es ganz kurz, kurz und schmerzlos.“ —

Sie eilt ein Stockwerk höher zu dem vielseitig gebildeten Mittelschullehrer Lorenz Wisser, der bei ihrer Tante in Miete wohnt. Er hat Tony schon als Kind gekannt und sie hat ihn zuerst Onkel geheißen. Aber seit einiger Zeit will er das „Onkel“ nimmer hören; so sagt sie kurzweg „Lorenz“.

Die munteren braunen Schelmenaugen blitzten den stillen, blonden Mann, der ernst über seine Bücher gebeugt sitzt und nun die Augen auf die Eintretende richtet, freundlich an: „Immer fleißig, Lenz!“ sagt das rote Plappermäulchen.

Er nickt ihr zu und ein Leuchten kommt in seinen Blick, während er die Hand, ohne sich zu erheben, hinstreckt.

„Was bringst du mir gutes, Tony?“ forscht er mit seiner weichen, tiefen Stimme, und sie wird blutrot, während sie erwidert: „Gutes? Ich hoffe, du siehst es so an! Ich habe mich verlobt! Nun rat' auch, mit wem, Lenz!“

Aus des Mannes Gesicht ist alle Farbe verschwunden. krampfen sich fest um die Stuhllehne. Gut, daß er sitzt; es Er zieht die Stirne kraus, und seine weißen schlanken Hände ist ihm einen Augenblick schwarz vor den Augen. Ein wilder, stechender Schmerz tobt in seiner Brust. Er reißt sich aber zusammen und tonlos fragt er: „Du, Kind — hast dich verlobt? Nicht möglich! Ich kann es nicht glauben!“

„Doch!“ beharrt Tony. Sie ereifert sich. „Ich bin ja achtzehn Jahre alt! Du und Tante Marie aber möchtet mich noch immer für ein Baby ansehen, aber ich bin ein ernster, erwachsener Mensch und ich liebe ihn! Er ist der Beste und Schönste in der ganzen Stadt!“ schwärmte sie, ohne zu wissen, wie schonungslos ihre Worte sind. „Nun rate doch Lenz! Bist du denn gar nicht neugierig?“

Ungeduldig wippt sie mit dem Füßchen. Lenz ist doch so sonderbar! Er scheint sich gar nicht zu freuen mit ihr. Er schüttelt nur immer wieder den Kopf. Dann spricht er: „Es ist so plötzlich, Mädchen; noch kann ich es nicht fassen!“

Sie hält ihm die linke Hand mit dem Ringfinger, an dem ein wundervoller Brillantring funkelt, vor die Augen. Stolz sagt sie: „Sieh hier, Ungläubiger, das äußere Zeichen meiner neuen Würde! Ja, ja, Robert hat ihn mir vorhin angesteckt!“

Lorenz springt auf. Sein Gesicht ist hochrot; sein Atem keucht: „Doch nicht Robert Bürk? Der ist es doch nicht, Tony? Um Gottes willen! Für den Menschen wärst du mit deiner Jugend und Unschuld viel zu schade! Ich würde es nie zugeben, daß du ihn nimmst!“

Tony wirft stolz den Kopf zurück; ihre Augen blitzen, trotzig entgegnet sie: „Du hast gar nichts zuzugeben, Lenz! Nur Tante Marie und mein Vormund und diese sind einverstanden! Ja, es ist Robert Bürk. Du hast recht geraten!“

Herausfordernd sieht das schöne Mädchen Lorenz an. Wie Feindseligkeit leuchtet es ihm aus ihrem Blick entgegen.

Da zuckt er zusammen und fühlt, daß sie recht hat. Er, Lorenz, kann Tony nichts verbieten! Und doch! Es ist seine Pflicht, vor diesem verruchten Mädchenjäger zu warnen.

Vor seinen Augen steht noch das grausige Bild: eine Ertrunkene zog man unlängst aus dem Kanal, als Lorenz vorbeikam. Es war ein noch junges, hübsches Ding, der Schlamm hing im aufgelösten Haar, und in dem verzerrten Gesicht standen die braunen gebrochenen Augen offen.

Lorenz bedauerte das arme, junge Wesen, das sich offenbar selbst ertränkt hatte. Ein vorübergehender Bekannter aber erzählte ihm: „Die hat der Robert Bürk auf dem Gewissen! Ich kenne sie. Sie ist braver Leute Kind. Der Kerl hat sie verführt! Ich sah das Unheil kommen und warnte die Eltern. Sie sagten aber, er habe ihr die Ehe versprochen! Gott, der Bürk könnte sich den reinsten Harem halten, wenn er alle die Mädchen, die er angeführt hat, heiraten würde!“

Lorenz fühlt eine Wut in sich aufsteigen. Nein, dieser Verdorbene durfte und sollte „seine“ Tony nicht besitzen. Ernst redet er auf Tony ein: „Glaube mir, Toneri, ich habe es immer mit dir gut gemeint. Es ist mein vollster Ernst, wenn ich dir sage: Ich werde alles tun, um eine Heirat mit Robert zu hindern! Er ist nichts für dich, er ist ein ganz schlechter Mensch. Ich kann es dir gar nicht sagen, wie verworfen und schlecht er ist!“

Da ruft zornig das Mädchen: „Lenz, hüte dich! Du sprichst von — meinem Verlobten. Den lasse ich nicht beschimpfen! Dich macht die Eifersucht ungerecht und boshaft —“

Lenz wehrt ihr am Weiterreden. Totenblaß sieht er da: „Halt, Tony! Genug! Im Gottes Namen, so renne in dein Verderben! Du willst es ja nicht anders!“

Schwer läßt sich Lenz in seinen Sessel fallen. Er beachtet das junge Wesen, das ihm soeben ganz grausam weh getan, nicht weiter.

Tony ahnt und fühlt, daß sie ihn schwer verletzt, ihn im Innersten getroffen hat. Zaghaft wartet sie, ob er noch etwas sagen will. Und als er sich garnicht mehr nach ihr umwendet, geht sie. Ihr Trotz läßt es nicht zu, daß sie ihm noch ein gutes Wort gibt: Sie haßt ihn beinahe, weil er so schlecht über Robert Bürk gesprochen.

So scheiden die beiden Menschen, die stets in größter Freundschaft und Harmonie gelebt.

Sie sehen sich nicht wieder.

Lorenz weicht Tony überall aus und läßt sich bald in eine andere Stadt versetzen. Er trägt schwer an dieser Liebe, von der er niemals im Ernste gedacht, daß sie hoffnungslos sein würde.

Die Zeit vergeht.

Und was geschieht? Es kommt so, wie Lorenz der Tony vorausgesagt hat. Robert macht seine Frau nicht im geringsten glücklich. Sein unbeständiger Sinn treibt ihn schon nach kurzen Monaten ehelichen Glückes auf die alten schlechten Wege. Er vernachlässigt sein junges Weib und ist fast niemals zu Hause.

O, wie oft fallen ihr nun Lorenz' mahnende Worte ein, wenn sie nachts einsam auf ihrem Lager ächzt und die Hände ringt im Gefühl des Betrogenseins.

„Du willst es ja nicht anders!"

Sie hat den wahren Charakter ihres Gatten schon im ersten Jahre ihrer Ehe zur Genüge kennen gelernt. Seine „schöne Figur", seine „hohe Gestalt" ist ihr ein Greuel geworden, weil die Seele, die sich drin verbirgt, so rücksichtslos, so furchtbar niedrig und gemein ist. Jeder Krüppel erscheint ihr heute liebenswerter! Wie konnte sie nur eigentlich darauf verfallen, sich in diesen liederlichen Menschen zu verlieben! Lorenz dagegen! Hatte sie denn gar keinen Verstand gehabt?

Wie oft sehnt sich Tony nun zurück in ihr Mädchenstübchen, zur Tante Marie. Wie oft denkt sie an Lorenz, dessen gute, freundliche Augen, dessen fein gebildetes Wesen ihr so lieb und vertraut waren und dem sie doch so sehr weh getan.

Immer war der Jugendfreund gut gegen sie gewesen! Sie sehnt sich in stillen Stunden so sehr nach einem lieben Wort von ihm — aber das ist jetzt vorbei.

Tony ist zu stolz, ihrer Tante Marie, die stets mit mißtrauischen Augen Robert betrachtet, ihr Leid zu klagen.

Als aber ein Kindchen kommt und die Tante zur Pflege im Hause weilt, sieht diese, was ihr nun und nimmer mehr gefallen kann. Da ist nun kein längeres Verheimlichen mehr nötig.

Tony fällt der treuen Seele um den Hals und weint sich aus. Aber die Tante sagt, wie Lorenz damals gesprochen, mit kühlem Ton: „Mein Kind, du hast es ja nicht anders gewollt!"

Verratene Liebe.

Gisela Walden stand schon seit einer halben Stunde am offenen Fenster ihres Zimmers, das eines der elegantesten Gemächer im Kurhotel von Homburg war. Regungslos lehnte sie an den weißen Fensterrahmen des offenen Flügels. Die weiche Luft einer durchsichtig hellen Sommernacht floß um ihre erhitzte Stirn. Der Duft von hundert langstieligen Rosen stiegen aus den Beiten des Kurparks, der sich unermeßlich dehnte. Gisela Walden fühlte nichts von den Wundern der Nacht. Ihre Gedanken standen einzig unter dem Erleben des Abends. Sie dachte nicht an seinen neuen Ruhm, den er der jungen, hochbegabten Geigenkünstlerin geschenkt, nicht an die Hunderte von Menschen, welche im glänzenden Kursaal ihr gelauscht und — mehr noch — sich ihrem Willen ergeben hatten. Achtlos lagen die Rosen- und Nelkensträuße auf Tisch und Chaiselongue. Nur drei dunkelrote Rosen standen in einer schlanken Vase.

Ach ja, Giesela dachte nur an das Neue das ihr Leben gepackt so mächtig und plötzlich, wie der Bergsturm einen jungen Baum schüttelt. Und weil alles so gewaltig und schnell gekommen war, darum wußte sie gar nicht mehr recht, wie's geworden war.

Wie war's denn doch geschehen? Sie strich sich in schwerer Erinnerung über die müde Stirn und lauschte in sich hinein. Ja, so war's gewesen. Gerade acht Tage waren dahin gegangen. Es war noch früh am Morgen. Der Vater schlief noch. Das Konzert am Abend vorher hatte lang gedauert. Sie aber drängte es, sich an jenem Morgen sich in ihrem besten zu sammeln. Sie sehnte sich nach der friedlichen Stille der Kirche. So stieg sie schnell die breiten Treppen des Kurhauses hinab und stolperte auf den letzten Stufen. Sie wäre gefallen, wenn nicht eine Hand sie gefaßt hätte. Das war die erste Begegnung mit Cesorino Manzoni gewesen.

Sie hatte früher immer geglaubt, Liebe sei ein langsames Hinabsteigen in das Beste eines Menschen so wie man in die Tiefen der Erde steigt, um ganz unten edles Gold zu finden. Sie hatte gemeint, die große, Mann und Frau einende Liebe sei ein Sich-selbst-verlassen und ein langsames Hineinleben in den andern. Ueber sie war die Liebe ganz anders gekommen. Sie hatte plötzlich sich mit dem andern eins gewußt und in seinen Augen das bedingungslose Geständnis seiner-Treue gelesen. Seitdem — seit wann, nur seit acht Tagen? — es gibt Zeiten, die kann man nicht nach Stunden und Wochen messen; die sind so erlebnisschwer. — Seitdem hatte sie nur aus dem Andern gelebt und nur durch ihn gedacht. Sie war nicht glücklich, wenn sie ihn nicht in ihrer Nähe wußte, und litt darunter, weil die Liebe sie unfrei machte. Aber sie konnte nicht anders — und wollte nicht anders. Nur du!

So waren die Tage dahingeflossen. Im Schwelgen des süßen Geheimnisses, des Umeinander-Wissens. Aber heute abend, da hatte ihre Liebe Form gefunden. Es war ihr gewesen, als ob sie alle Schleier von ihrer Seele fallen ließ und ihr Bestes und Reinstes aus den Tiefen ihres Wesens heraushob für den andern. Wie um den Tabernakel die tiefste Stille eines Domes ist, so hatte sie geglaubt, würde um die Stunde, da ihre Liebe Offenbarung wurde, die Stille der Ehrfurcht vor dem Letzten eines Menschen sein. Zu denken, daß er sie mit viel lauter Unruhe umgab, tat ihr weh. Und war doch süß zugleich. Denn welche Liebe trägt nicht Leides um den andern? Und sie konnte um ihrer Liebe willen leiden.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Sie hörte seine heißen Worte. Sie fühlte seinen Odem. Nichts hatte in ihr mehr Raum als der Wille zu dem Geliebten. —

Nebenan hörte man leise Schritte. Gisela erschrak. „Warum ruhte der Vater noch nicht?" Sie dachte zum ersten Mal daran, daß der Vater von dem Geschehenen nichts ahnte und doch ein Elternrecht darauf hatte, daß sie eine Bindung in der ernstesten Lebensfrage ohne Ueberlegung mit ihm, der sie so treu umsorgte, gegeben hatte. Aber konnte sie mit dem herben Manne über eine so zarte Angelegenheit sprechen? Das schien ihr unmöglich. Und ihre Mutter? Etwas Wehes quoll in ihr auf. Sie hatte nie eine gekannt. Vielleicht lebte sie noch, vielleicht war sie längst in der Unseligkeit ihrer dunklen Leidenschaft gestorben.

Das dunkle Schicksal der Mutter legte sich plötzlich schwer auf sie. Wenn auch ihre Liebe etwas von jener Unseligkeit in sich trüge! Ihr Herz schlug mächtig. Könnte sie dann lösen? Die Antwort war wie ein Schrei aus ihrem Herzen. Sie könnte niemals. —

Im selben Augenblick fiel etwas klirrend auf den Parkettboden. Gisela hielt eine silberne Marienmedaille in der Hand. Eine andere Zeit stieg vor ihr auf. Sechs glückliche Klosterjahre. Sie hörte die gütige „Mère preflecte" sprechen: „Unternimm nie etwas, wozu du nicht den Mut hast zu beten." Sie selbst hatte ihr einst die Medaille umgehängt in einer Stunde, deren Glück ihr unübersteigbar schien, und dazu gesagt: „Damit du nie vergißt, daß du ein Marienkind bist." In Gisela stiegen heiße Tränen auf. Sie kniete nieder und betete: „So segne meine Liebe, nur löse sie nicht!"

— — —

Tage vergingen. Tage, beherrscht von dem einen Willen, nur dem Geliebten zu gehören, um jeden Preis. Und andere Tage, die stiller waren, in denen Gisela sprechen lernte: „Mein Gott und du gütige Himmelsmutter, führt meine Liebe, wohin ihr wollt." Warum sie so beten konnte? Weil sie hier und da ein kleines Versagen seinerseits fühlte. Weil sie wußte, daß man von Gott kein Glück ertrotzen kann? Weil sie davor bangte, den Vater allein zu lassen? Sie wußte es nicht, aber sie fühlte, wie Ruhe und Stille über sie kam. —

So war es Herbst geworden. Im Kurpark verbluteten die letzten Rosen. Der Kreis der Kurgäste war klein geworden. Auch Gisela und ihr Vater dachten an den Abschied. Gisela fühlte die Stunde kommen, mit dem Vater über die Veränderung in ihrem Leben zu sprechen. Ihr bangte davor. Cesorino und ihr Vater waren merkwürdigerweise sich in diesen Wochen nicht nahe gekommen.

An einem dieser schönen, langsam verdämmernden Herbstabende ging Gisela durch die sich färbenden Baumgruppen, die sich in dunklen Konturen abhoben. Sie hatte Cesorino seit zwei Tagen nicht gesehen. Geschäfte hatten ihn nach Frankfurt gerufen. Da sie nicht Gedanken mit ihm austauschen konnte, suchte sie die Stille dieses schwermütigen Abends.

Hätte ihr Herz geahnt, wie dieser Abend endigen würde. Wie sie den, dem sie ihr ganzes Selbst geschenkt hatte, in untreuem Spiel, in leidenschaftlicher Hingabe an eine andere fand. —

Wer kennt die Schmerzen, mit denen ein junges Menschenkind seine verratene Liebe zudeckt! Nicht sie lagen wie Alp auf Giselas Seele! Nicht die Empörung, mißbraucht zu sein! Nein, die glühende Scham, mit nackter Seele vor einem Unwürdigen gestanden zu haben, die Qual, befleckt und geschändet zu sein, da sie das Sanktissimum aus dem Tabernakel ihrer Seele nahm. Gebeugt, in zitternder Scham betete sie: „Herrgott, du hast mich am Abgrund gerettet, Löse meine Liebe in Schmerzen!"

Zum Feste Mariä Geburt.

Himmelskönigin, verklärte,
Zier des Himmels, Trost der Erde!
Erd' und Himmel grüßen heute
Dich am Wiegenfest voll Freude!

Gottesmutter, auserkoren,
Heut' zum Heil der Welt geboren!
Lehr' uns neue süße Weisen,
Dich, o Königin, zu preisen!

Lehr' uns, wie die Engelscharen,
Die von Gott gesendet waren,
Dich zu grüßen, Makellose,
Hold erblühte Himmelsrose!

Lehr' uns, gleich den Jungfrauchören
Dich durch reinen Wandel ehren,
Daß wir einst in Himmelsauen
Deine Strahlenschönheit schauen!

Morgenstern voll Trost und Wonne,
Auserwählte wie die Sonne!
Jungfrau, furchtbar den Dämonen
Wie ein Heer von Millionen!

Hilf in diesen schweren Zeiten
Deinen Kindern tapfer streiten,
Die Gewalten all' besiegen,
Die das Reich des Herrn bekriegen!

Hort der Sünder, der Verzagten,
Trösterin der Leidgeplagten!
Lehr' uns dulden, büßen, beten,
Hilf uns mild in allen Nöten!

Zuflucht aller Tiefgebeugten,
Laß Dein holdes Antlitz leuchten
Uns, die hier als Pilger wallen
Zu des Himmels Heimatshallen!

Himmelskönigin, verklärte,
Sions Zierde, Trost der Erde!
Erd' und Himmel grüßen heute
Dich am Wiegenfest voll Freude!

Ernst Julius Schmitz.

Mein Lebensretter.

Skizze von E. Famer

(Nachdruck verboten.)

Ich muß das Entsetzliche, das mir passiert ist, meinem Tagebuch anvertrauen ... hätte ich doch fast nie wieder diese Blätter mit meinen Schriftzügen bedeckt, denn ... ich wäre beinahe ertrunken. Noch bin ich ganz erregt in dem Gedanken.

Wie immer im Sommer sind wir auch in diesem Jahre wieder auf unserem Landgut. Meine Tante Salberg ist mit den beiden Kusinen und dem Vetter zum Besuch bei uns. Wenn es das Wetter nur irgend gestattet, machen wir Ausflüge in die Umgegend.

An dem ereignisreichen Tage — noch sind nicht vier Wochen darüber vergangen und mich dünken es Jahre — waren wir in einem reizenden Dorf am Ufer des Flusses, der dort entspringt.

Wir mieteten einen Kahn und fort ging es! Es war ganz reizend, wie das Boot so leise schaukelnd dahinglitt. Plötzlich kam mein Vetter, der ein richtiger Störenfried ist, auf den unglücklichen Gedanken, sich des Steuers zu bemächtigen; er macht eine falsche Schwenkung, der leichte Kahn neigt sich auf eine Seite, als wenn er umschlagen wollte ... entsetzt springe ich auf ... verliere das Gleichgewicht und stürze ins Wasser ... ich schreie gell auf ... glaube zu ersticken und verschwinde in den Wellen. Das Ganze hat, glaube ich, keine zwei Sekunden gedauert. Mir schwanden die Sinne, ich hatte nur noch das undeutliche Gefühl, daß ich bei den Haaren gefaßt wurde, dann hörte jede Empfindung auf.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in mir fremden Räumen in einem Bett. Mama, Tante und die Kusinen standen um mich herum.

„Gott sei Dank", rief Mama, als sie sah, daß ich die Augen aufschlug, „sie lebt! Sehen Sie doch, Herr Doktor! nicht wahr, mein Kind bleibt mir erhalten?"

Der Arzt, ein alter Herr, neigte sich über mich.

„Jede Gefahr ist beseitigt, nur Ruhe jetzt, äußerste Ruhe, morgen komme ich wieder, ich denke, das junge Fräulein kann dann aufstehen."

„Kennst du mich, Liebling? Ich bins, deine Mutter!"

Ich wollte sprechen, konnte aber keinen Laut hervorbringen, so nickte ich nur mit dem Kopf.

„Sie versteht mich," rief Mama, „sprich nicht, mein Herzblatt. Lieg ganz still, wie der Doktor es wünscht, du mußt schlafen."

Auf den Zehenspitzen schlichen die Kusinen an mein Bett, dann gingen alle ganz leise hinaus.

Die Bettwärme tat mir gut, ich fühlte mich wohler, die Gedanken wurden klarer. Ich kann mich des kalten Gefühls bei dem Sturz erinnern, wie ich nach Atem rang ... ich denke an meinen Retter, der mich bei den Haaren gefaßt und mich ans Ufer gebracht hat ... ich denke an die großmütige Handlung dessen, der mich vor schrecklichem Tode bewahrt, mich meinen geliebten Eltern erhalten hat, mein Herz ist voll überströmender Dankbarkeit. Mit diesen Gedanken fiel ich in einen leichten Halbschlaf.

Gegen Abend kamen Mama und Tante, um nach mir zu sehen.

„Es schläft, das arme Ding! Wie wenig fehlte und wir hätten sie auf immer verloren!"

„Ohne die Hingabe ihres Retters lebte sie nicht mehr," fügte die Tante hinzu.

„Es ist ein glücklicher Zufall, daß er gerade in dem Augenblick anwesend war, einen Moment später ... und es war eben zu spät ... mich schaudert, wenn ich daran denke!"

„Als wir um Hilfe riefen, hat er es sofort verstanden. Ohne zu zögern, ist er mutig ins Wasser gesprungen! Mit welcher Angst ich allen seinen Bewegungen folgte," fuhr die Mutter fort, „wie geschickt er Anny an den Haaren faßte! Sekunden nur dauerte es, bis das Kind auf dem Rasen lag und doch erschienen mir diese Sekunden eine Ewigkeit!"

Mit leiser Stimme war das Gespräch geführt worden, und leise, ganz leise gingen die guten Menschen wieder hinaus.

Ich konnte nicht schlafen, immer wieder mußte ich an die Worte meiner Mutter denken. Wenn ich doch nur schon wieder gesund wäre, dachte ich, damit ich meinem großmütigen Retter meine Dankbarkeit aussprechen könnte! ... der Mut ist doch die höchste aller Charaktereigenschaften des Mannes!

Am nächsten Tage kam dann der Arzt, und als er mich genau untersucht und ausgefragt hatte, erlaubte er, daß ich in unsere Villa zurückgeleitet werden dürfe.

Es war wie ein großer Festtag, als ich aus dem Bauernhaus, wohin man mich nach dem Unfall gebracht, wieder zu Hause anlangte, und bei Tisch gab Papa sogar Champagner zum Besten. Alle überschütteten mich mit Liebesbeweisen; aber mein Glück war doch nicht vollständig, mir fehlte etwas: mein Retter! ... Die Eltern hätten ihn einladen sollen, ihm hätte der Ehrenplatz gebührt. Vielleicht hat er die Aufforderung aus übergroßem Zartgefühl abgelehnt? ... Keiner hat von ihm gesprochen, und das stimmte mich traurig. Es ist undankbar ... ich hätte weinen mögen ... was mußte er von mir denken? ... doch gewiß, daß ich ihn vergesse!

Nach Vorschrift des Arztes sollte ich noch einige Tage ruhen; aber ich erholte mich rasch. Die Kusinen und ich gingen spazieren; mein Vetter Gontran war auch dabei. Der würde sich nicht den kleinen Finger naß machen, um einen Mitmenschen zu retten; der denkt nur an sich, an seine Anzüge und an seine Zigaretten, welch unbedeutender Mensch!

Als wir durch das Dorf gingen, kamen die Dörfler vor die Türen, alle sahen mich an und ich hörte, wie sie sagten: „Das ist die beinah Ertrunkene!"

„Die beinah Ertrunkene!" Dieser Ausspruch ärgerte mich, und ich wollte nach Hause. Ich hatte Kopfschmerzen und legte mich auf die Chaiselongue, aber ich fand keinen Schlaf.

Ich schlafe überhaupt nicht mehr. Ich muß immer an „ihn" denken, an den Helden, der mich aus dem Wasser gezogen hat! Es ist ein edler Mensch! Ist er jung? Reich? Schön? Was tut's, wenn er nicht schön ist? Er besitzt die Schönheit der Seele, die einzige wahre, der die Jahre nichts anhaben können.